



Zweierlei Stil im Kloster St. Georg: links Fresken von Irina Satulowskaja, rechts die neuen Malereien

Foto Sophie Kirchner

## Schuld an diesem Schrecken haben wir alle

Orthodoxes Weihnachtsmärchen: In einem russischen Kloster in der Uckermark betet man für Frieden in der Ukraine. Nur in Kunstdingen spricht die Kirchenhierarchie ihr Machtwort.

Es war einmal ein „Spiegel“-Korrespondent in Moskau namens Norbert Kuchinke, der in spätsovjetscher Stagnationszeit für die Schönheit der russisch-orthodoxen Liturgie entflammte und sich das Lebensziel setzte, in Deutschland ein russisch-orthodoxes Kloster zu gründen. Das gelang Kuchinke, der selbst Katholik war und blieb, nach der Jahrtausendwende, als er in dem 250-Seelen-Dorf Götschendorf in der Uckermark ein nicht genutztes ehemaliges Stasi-Erholungsheim fand und sowohl die lokale Verwaltung als auch die Moskauer Kirchenleitung für sein Projekt begeistern konnte. Der heutige Patriarch Kyrill, damals noch Metropolit, weihte den Ort, der aus Lettland stammende Mönch Daniil Irbits, der deutsche Wurzeln hat, wurde der erste Abt, und der russisch-deutsche Architekt Sergej Tschoban, der bis zur russischen Invasion in der Ukraine viele wichtige Museumsgebäude in Russland errichtete, baute die Klosterkirche im nordrussischen Stil der Gotteshäuser von Nowgorod und Pskow.

Was lag daher näher, als auch den Kircheninnenraum in der asketisch-expressiven Manier jener Region schmücken zu lassen, für die sich auch der 2013 verstorbene und in Götschendorf beigesetzte Kuchinke begeisterte und die zur kargen brandenburgischen Landschaft so gut passt? An der Nordwand der im Winter nur von zwei Bulleröfen geheizten Kirche sind heute in Arte-povera-Reduktion und herben Farbtönen mit Kasetechnik weibliche Heilige dargestellt: unter zeichenhaften Szenen der Verkündigung und Christi Geburt erkennt man in Altarnähe überlebensgroß die heilige Nino, die im vierten Jahrhundert Georgien missionierte, sowie die etwa hundert Jahre später aktive Eremitin Maria von Ägypten.

Daneben folgen Märtyrerinnen, die die historische Brücke zum 20. Jahrhundert schlagen, aber auch für die Verbindung zwischen Ost- und Westeuropa stehen: die vom ökumenischen Patriarchen heiliggesprochene exilrussische Nonne Maria Skobzowa (1891 bis 1945), die in Paris Mittellosen und verfolgten Juden half und 1945 im KZ Ravensbrück – nicht weit von Götschendorf – in der Gaskammer umgebracht wurde; und zu ihrer Rechten die ebenfalls kanonisierte Schwester der letzten Zarin, Jeljasweta Fjodorowna (1864 bis 1918), die als hessische Prinzessin zum orthodoxen Glauben übertrat, verwitwet zur mildtätigen Nonne wurde. Die Bolschewiken ermordeten sie nach der Oktoberrevolution. Diese Caritas-Idee über Grenzen hinweg findet ein Echo in der kurzen Geschichte des dem heiligen Drachentöter Georg gewidmeten Klosters, das nach Russlands Überfall auf die Ukraine 2022 zur Zufluchtsstätte vieler ukrainischer Flüchtlinge wurde.

Dass heute in der einzigen Einsiedelei in Deutschland, die dem Moskauer Patriarchat unterstellt ist, Ukrainer,

Russen und Belorussen zusammen in schönster Brüderlichkeit leben und beten – während ihr Oberhirte in Moskau den Ukrainekrieg segnet –, wirkt fast wie ein Märchen. Wir besuchen den eine Autostunde von Berlin entfernt gelegenen Ort am Samstag zur Vormittagsmesse. Der heute 48 Jahre alte Vater Daniil, der vorerst einzige Mönch hier, zelebriert sie im goldgewirkten Gewand mit sonorer Baritonstimme. Infolge des Ukrainekriegs sei er ergaut, hat er gesagt. Ihn unterstützen zwei ebenfalls vorzüglich singende Novizen auf dem Chorpodest. Im feuchtkalten Kirchenraum stehen vier Frauen, ein kleines Mädchen und drei bärtige Männer in Adidas-Sportkleidung, einige von ihnen ukrainische Flüchtlinge, die in der Umgebung leben. Sie folgen, in Intervallen sich bekreuzigend, dem liturgischen Geschehen und nehmen vom Klostervorsteher, der mehrmals das Friedenszeichen über die kleine Gemeinde schlägt, das Abendmahl entgegen.

Im Gespräch betont Vater Daniil, er bete stets für Frieden, niemals für den Sieg, wie es das Moskauer Patriarchat seinen Priestern vorschreibt – in Russland sind schon etliche Gottesleute, die für Frieden beteten, aus ihren Ämtern entfernt worden; und er nenne Russlands Großinvasion in die Ukraine auch stets Krieg und nicht „militärische Spezialoperation“, wie die offizielle Formel lautet. Russische Waffen zu segnen, wie es Priesterkollegen in Russland tun, findet der Gottesmann abwegig. Kein normaler Mensch könne Raketen gutheißen, sagt er. Auf die Frage, wer am Krieg schuld sei, antwortet er: „Wir alle.“ Daher habe Gott das schreckliche Geschehen zugelassen.

Auch der Novize Wjatscheslaw, der in einem Kloster in Charkiw lebte und über Polen und Italien vor drei Monaten nach Götschendorf kam, glaubt, Gebet und Kommunion förderten den Frieden am besten. Sonst könne der Teufel den Menschen leicht die Vernunft verdunkeln. Über seinen Oberhirten, den Moskauer Patriarchen Kyrill, der die Invasion als „Heiligen Krieg“ bezeichnet hat, will Wjatscheslaw gleichwohl nichts Schlechtes denken, er glaube nicht, dass Kyrill menschliche Opfer wolle, sagt er. Der angehende Mönch nimmt an, dass auf das Kirchenoberhaupt vonseiten der politischen Macht Druck ausgeübt worden sei.

Zugleich bekundet der Novize seine Bewunderung für die Verteidiger der Ukraine. In den ersten Tagen des Angriffs hätten die Russen nur OMON-Sonderpolizisten mit Gummiknüppeln nach Charkiw geschickt, erinnert sich Wjatscheslaw. Überzeugt, dass sie freundlich empfangen würden, meinten sie offenbar, es würde reichen, ein paar Demonstranten niederzuknüppeln. Aber die Stadt habe sich heldenhaft verteidigt – und dabei sei es keineswegs um Geld gegangen. Auch von den weiteren drei Novizen und fünf Freiwilligen stammt die Mehrzahl aus der Ukraine, einer ist Belaruse.

Die Klostergemeinschaft dürfte helfen, die bösen Geister der Vergangenheit aus dem Anwesen zu vertreiben, dessen Herrenhaus unter den Nationalsozialisten als Jagdschlösschen und Gästehaus von Hermann Göring diente. Jetzt trippeln Hühner, Enten und Gänse, die zur Klosterwirtschaft gehören, um die Kirche herum. Für eine kleine Opfergabe können Besucher am nahe gelegenen See kampieren oder angeln. In dieser Jahreszeit ist vor allem die überdachte „Feldküche“ zu empfehlen, wo man sich mit vorzüglichem ukrainischem Borschtsch, russischer Soljanka oder deutschem Erbseneintopf stärken

und diverse Sorten von ukrainischem Naturhonig erwerben kann. Für das verfallene Herrenhaus wurde ein Pächter gefunden, der es sanieren und zur Seniorenresidenz umfunktionieren will.

Seit der Klostergründung positioniert sich die Moskauer Mutterkirche jedoch auch zusehends als Kontrollinstanz in Sachen Kunst, deren Kriterien für Schönheit, Spiritualität und Hierarchie sie denjenigen von zeitgenössischen Künstlern, Kritikern und Museumsleuten entgegenstellt. Das musste schon vor einigen Jahren ein Mäzen und Sammler erfahren, der in einer stolzen mittelrussischen Stadt den Kirchenbau in einer sozialen Einrichtung finanziert hatte und einen von ihm geschätzten Künstler engagierte, der den Altarraum ausmalte. Dessen archaisierend-naive Darstellung von Heiligen sowie der Gottesmutter begeisterte den Auftraggeber, nicht jedoch den zuständigen Bischof, der die Malereien entfernen ließ. Kunstexperten, Museumsleute, Künstler, sogar ein Ikonenmaler lobten die Sakralbilder, denen sie Aufrichtigkeit, Authentizität und Freiheit bescheinigten, und setzten sich für ihren Erhalt ein. Das könnte den Hierarchen in seiner Entscheidung noch bestärkt haben.

Der russische Priester und Kunsthistoriker Alexander Saltykow erklärte auf einer kirchlichen Internetseite, dass die Ikonenmalerei – zu der auch sakrale Wandmalerei gehört – Teil der Liturgie sei, sich nach orthodoxem Verständnis also der Priesterschaft unterzuordnen habe. Der 83 Jahre alte Gottesmann beruft sich dabei auf das Konzil von Nikäa im Jahr 787, das den Ikonenmaler als bloßen Umsetzer der Ideen des Priestertums definiert habe. In der Begeisterung russischer Künstler und Kunstfreunde für originelle Darstellungsweisen und in ihrem Unmut über die bischöfliche Entscheidung erblickt Vater Alexander eine „typische westliche Position“, die er auf die karolingische Synode in Frankfurt am Main von 794 zurückführt, in deren Folge der Kreativität des Künstlers das Vorrecht vor der Ansicht der Kirchenhierarchie eingeräumt worden sei.

Vor einigen Monaten wurden auch die Wandmalereien von Götschendorf durch eine Kommission des zuständigen Bischofs Tichon mit Sitz in Berlin für unkanonisch befunden. Ein Bildprogramm im akademisch-neobyzantinischen Stil mit viel Gold, in welchem der Künstler Sergej Rulewskij schon weite Teile des Altarraums dekoriert hat, soll sie ersetzen – zuvor will man sie immerhin durch eine Papierschicht konservieren. Bis es so weit ist, kann man in der Sankt Georgskirche zwei Arten spiritueller russischer Kunst vergleichen.

Vater Daniil gibt sich in dieser Frage leidenschaftslos. Der mit der zeitgenössischen Kunstszene vernetzte Tschoban habe den Urheber der Malereien an der Nordwand empfohlen, sagt er, seinem Vorgesetzten hätten sie aber nicht gepasst. Die Gottesmutter des Zeichens, die auf Goldgrund in der Apsis prangt, und die wie auf Schmuckikonen kleinteilig gezeichneten Heiligenfiguren darüber stehen für eine Ästhetik des 19. Jahrhunderts, die überlieferte Formen geglättet reproduziert, ohne irritierende Expressivität oder Schroffheit. Der Priester Alexander Saltykow, der naive Stilmittel als künstlerisches „Spiel“ tadelt, hat erklärt, harmonisch fließende Linien vergegenwärtigten, dass die Figuren über allen Emotionen stünden, ruhige Symmetrie veranschauliche Stabilität in Ewigkeit. Dieses gemalte Märchen vom Jenseits scheint umso verpflichtender zu werden, je mehr die reale Welt sich verdüstert. KERSTIN HOLM

## Im Krieg aller gegen alle

Voodoo-Kult und Evangelikale: Haiti versinkt im Chaos / Von Hans Christoph Buch

Gaza, Georgien, Jemen, Libanon, Somalia, Sudan, Syrien, Ukraine: Die Liste ist unvollständig, denn die Welt steht an so vielen Stellen in Flammen, dass der Unterschied zwischen lokalen Konflikten und einem Weltbrand, gar Atomkrieg zur *Quantité négligeable* wird. Ein Krisenherd aber kommt in der Aufzählung zu kurz, obwohl er seit Jahren schwelt und gewaltsamer als je zuvor nun wieder offen ausgebrochen ist. Gemeint ist Haiti: Ehedem als Perle der Karibik und Paradies auf Erden besungen und bei Touristen beliebt, ist es heutzutage der Extremfall eines auf ganzer Linie gescheiterten Staates, in dem die Apokalypse tägliches Brot ist – sofern es noch Brot gibt.

Ein bereites Detail ist die Tatsache, dass Polizeistationen in der Nähe von Schulen Kriminelle nicht abschrecken, sondern anziehen, weil Polizisten als Freiwild gelten – nicht der Staat, kriminelle Banden bestimmen, wann Unterricht oder schulfrei ist. Doch das Wort Bandenkrieg beschreibt die Lage nur ungenau. Auch Bürger- oder Stammeskrieg stimmt nicht, weil es in Haiti weder eine Mittelklasse noch ethnische Konflikte gibt. Es ist ein Krieg aller gegen alle, in dem selbst ernannte Bosse von Jugendbanden und Drogenkartellen um die Kontrolle lukrativer Stadtteile und strategisch wichtiger Fernstraßen streiten – nicht mit Worten, sondern mit Maschinengewehren, Handgranaten und Panzerfäusten, die sie bei der Plünderung von Waffenlagern erbeuten. Auf Schmuggelwegen übers Meer oder aus der benachbarten Dominikanischen Republik kommt ständig Nachschub an Waffen und Munition ins Land, während Drogen gar nicht in Haiti selbst konsumiert werden, sondern zusammen mit Bootsflüchtlingen nach Florida oder in die Bahamas gelangen.

All das ist nicht neu, sondern seit Jahrzehnten üblich. Neu hingegen sind die schockierende Quantität und Qualität des Bandenterrors, die alles bisher Dagewesene übertreffen. Hierfür ein Beispiel: In Wharf Jérémie, der schlimmsten Nogo-Area in der Hauptstadt Port-au-Prince, hat der Bandenchef Mikanon kürzlich ein Massaker befohlen, das mehr als 200 Tote hinterließ – genaue Zahlen sind nicht bekannt, und das ist Teil des Problems. Die Opfer wurden vor aller Au-

gen ermordet, ins Meer geworfen oder verbrannt, weil Mikanon sie für Voodoo-Adepten hielt, denen er Schuld gab an der Erkrankung seines Kindes.

Der Aberglaube ist Teil eines Generationenkonflikts: Während ältere Slumbewohner den aus Sklavenzeiten stammenden Voodoo-Kult praktizieren, dem das Land seine Freiheit und Unabhängigkeit verdankt, haben evangelikale Sekten mehr und mehr Zulauf, die, wie einst die katholische Kirche, den Voodoo energisch bekämpfen. Auch nach dem verheerenden

die Verteilungskämpfe immer brutaler werden. Ein Indiz dafür ist die Sprache: Das schlimmste Elendsviertel, *off limits* für Polizisten und Soldaten, heißt „Sonnenstadt“ (Cité Soleil). Dort herrscht ein Bandenchef, der sich mit den Vorkämpfern der Unabhängigkeit vergleicht und den Spitznamen „Barbecue“ trägt – weil er Gegner und Konkurrenten öffentlich verbrennen lässt. Die Allianz krimineller Banden, mit der er die Macht ergreifen will, trägt den schönen Namen „Viv ansam“ – zusammenleben.



Frau vor ihrem von Gangs zerstörten Haus in Port-au-Prince

Foto AFP

Erdbeben von 2010 wurden Voodoo-Priester gelyncht, und ein evangelikaler Pastor aus Florida soll die bis heute unaufgeklärte Ermordung des Staatschefs Moïse orchestriert haben. Einzelne Sektenprediger beteiligen sich am Waffen- und Drogenhandel und arbeiten Oligarchen zu, meist christlichen Libanesen, die vor religiöser Verfolgung in ihrer Heimat flohen und in Haiti nun von der Destabilisierung des Staates profitieren.

Die Wurzeln der Misere aber liegen tiefer. Haiti erstickt im Müll, Stürme und Starkregen spülen die fruchtbare Erde ins Meer, immer weniger Land muss immer mehr Menschen ernähren, die Bergwälder wurden abgeholzt und zu Holzkohle verarbeitet, der einzigen Energiequelle für arme Bauern. Haiti ist ökonomisch heruntergewirtschaftet und ökologisch ein Katastrophengebiet: Kein Wunder, dass

Währenddessen lässt der Staatschef der Dominikanischen Republik die Grenze befestigen und schickt Haitianer, die seit Generationen dort leben, gegen ihren Willen zurück in ihr Heimatland – Plünderungen und sexuelle Übergriffe sind an der Tagesordnung. Und in der amerikanischen Hauptstadt Washington, drei Flugstunden von Port-au-Prince entfernt, schaut der künftige Präsident ungerührt zu, wie Haiti den Bach runtergeht. Dass eine aus Kenia entsandte Polizeitruppe, die Land und Leute nicht kennt und kein Französisch spricht, an den skandalösen Zuständen nichts ändern kann und will, versteht sich von selbst.

Hans Christoph Buch lebt als Schriftsteller in Berlin. Sein Großvater ließ sich in Haiti nieder, die Großmutter war Haitianerin. Sein Buch „Flug um die Lampe“ erschien 2024 bei FVA.

BDZV Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger

AUSSCHREIBUNG

THEODOR—  
—DOR  
WOLFF  
—PREIS  
2025

GESUCHT

Herausragende Stücke  
gedruckt und digital

BEWERBEN

bis 31. Januar 2025  
um 24.00 Uhr

BEDINGUNGEN

www.bdzv.de/awards/  
theodor-wolff-preis

Theodor-Wolff-Preis

JOURNALISTENPREIS DER DIGITALPUBLISHER  
UND ZEITUNGSVERLEGER E. V.

